

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 5

20. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. März 1956

Soziales

Unsere Pflicht gegenüber der Arbeiterschaft (zu einem Artikel von P. Eberhard Welty O. P.): Eine Frage, die über Deutschland hinausgreift — Vier Forderungen: 1. *Neue Verteilung des Eigentums* — Paul Jostock zu einem «Skandal der Nachkriegsentwicklung» — Pius XI. vergessen? — 2. *Neue Formen der Ergebnisbeteiligung*: Die Schwierigkeit dieser Forderung — Vorsicht ist geboten — 3. *Gesellschafts- und Wirtschaftsneuordnung*: Das Dilemma der heutigen sozialen Bestrebungen: a) Die Thesen des Neoliberalismus in katholischen Kreisen — Formen der geltenden Marktwirtschaft sind nicht das gültige Ordnungsbild — Die Grundsätze der «reinen» Nationalökonomie — Der freie Wettbewerb — b) Berufsständische Ordnung noch nicht spruchreif? — Die Schwäche der katholischen Sozialbewegung — 4. *Größere Mitverantwortung für die Arbeiterschaft*: Um die Stellung der Gewerkschaften — Eine Naturrechtslehre, die nicht von abstrakten Begriffssystemen ausgeht.

Uruguay

Der tausendste Teil der Welt (ein Rahmenartikel, um ein fernes Land uns verständlich zu machen): Ein Land ohne landschaftliche Reize — Ein kleines Land — Die *Politik dieses Landes* — Weisse und Farbige — Die andern Parteien — Internationale Strömungen in diesem Land — Die *Bevölkerung*: Eingeborene — Eingewanderte — *Wachstum* — Rassenfrage inexistent — Das Land ohne Statistiken.

China

Streit um ein Buch oder um mehr?: Jacques Leclercq über P. Lebbe — Meuniers Interpretation: P. Lebbe ein notwendiger «Schock» — Die europäischen, einstigen Chinamissionäre protestieren — Das Buch eine Waffenhilfe für den Kommunismus — Die chinesischen Christen und Bischöfe beglückwünschen Leclercq — Das Grundproblem des Apostolates — Reserven im Einzelnen, nicht im Ganzen — Costantini über die chinesische und die lateinische Mauer — Parallele zur sozialen Frage bei uns.

Frankreich

Ein Mahnruf aus dem Jenseits (zu den Kriegsbriefen gefallener Studenten): Erwägungen über die Vergangenen an ihren Besten angestellt, und ein Blick voller Sorge auf die Kommenden — Die Deutschen und die Kardinaltugend der Mässigung.

Deutschland

Christliche Aszese heute (eine Umfrage): Ungünstige Bedingungen — Kritik zur Aszese — Selbstverleugnung im Alltag! — Um höherer Güter willen...

Bücher

Der grosse Herder — Grenzmann — Küppers — Bovet — Follereau — Neuerscheinungen.

Um den Weg des sozialen Katholizismus

Im Dezember-Heft 1955 seiner «Neuen Ordnung»¹ hat P. Eberhard Welty OP einen mutigen und eindringlichen Artikel geschrieben, der den Finger auf gewisse Schwächen der katholischen Sozialbewegung der Gegenwart legt.

Der Artikel trägt die Überschrift «Unsere Pflicht gegenüber der Arbeiterschaft». Er hat zwar vor allem die Lage in Deutschland vor Augen; aber das meiste gilt auch von Italien, Frankreich und Spanien, erst recht von den südamerikanischen Ländern und manchen Positionen in Afrika und Asien in noch erheblich verstärkter Masse. Obschon bei uns in der Schweiz die Verhältnisse ausgeglichener liegen, so dürfen doch auch wir an der Tatsache und Notwendigkeit einer umfassenden Änderung der sozialen Strukturen, die bald offen, bald (zu-

meist) verdeckt, weniger in Form von Katastrophen als in einer stetigen, aber unaufhaltsamen Entwicklung sich vollzieht, nicht achtlos vorbeigehen.

P. Welty formuliert und begründet vier Thesen, die des Nachdenkens wert sind.

1. «Die Arbeitnehmerschaft kann sich unmöglich mit den Massstäben und Gewohnheiten, die nach wie vor die Verteilung des Eigentums bzw. des Sozialproduktes beherrschen, einverstanden erklären und zufrieden geben.» Um diese These zu stützen, kann P. Welty für Deutschland einen so sachkundigen und behutsamen Beurteiler der Lage wie Paul Jostock, den bekannten katholischen Sozialwissenschaftler, zitieren, der in allen katholischen Kreisen grösstes Ansehen genießt und auf Grund seiner langjährigen Studien wie seiner gegenwärtigen Stellung (Leiter des Statistischen Landesamtes Württemberg-Baden) Kenntnisse aus erster Hand besitzt.

Paul Jostock schreibt: «Im Rundschreiben Quadragesimo anno (n. 54-58) wird festgestellt, dass das Kapital (und die Unternehmer) in der Vergangenheit ein Übermass des Ertra-

¹ Die Zwei-Monatsschrift trägt den umfassenden Titel: «Die neue Ordnung — in Kirche, Staat, Gesellschaft, Kultur» und erscheint im Verlag der Bonifacius-Druckerei GmbH, Paderborn. Auch wenn man sich nicht mit allen Artikeln und Thesen identifizieren mag, so kann man doch nicht umhin, den Gerechtigkeitssinn und Mut, die Aufgeschlossenheit neuen Fragen und Aufgaben gegenüber, die Besonnenheit der Kritik und die Fülle von Anregungen dankbar anzuerkennen, die sich hier finden.

ges für sich vorweggenommen hätten, mit der verfehlten Begründung, dies sei notwendig zum Zwecke der Kapitalbildung, zu der dem Arbeiter die Befähigung abgehe. Der Papst rügt dieses Verhalten mit scharfen Worten und fordert eine Umkehr, damit der ungeheure Gegensatz zwischen wenigen Überreichen und der Masse der Eigentumslosen allmählich verschwinde. Bekanntlich hat nun Westdeutschland seit 1948 sehr grosse Erträge erwirtschaftet und allein in Industrie und Gewerbe wohl gegen 60 Milliarden DM neu investiert, d. h. über den Ersatz des Kapitalverzehrs hinaus. Davon stammten gegen 40 Milliarden DM aus unverteiltern Gewinnen der Unternehmungen, die übrigen 20 Milliarden aus verteilten Gewinnen, sonstigen Einkommen und Kreditgewährung. Es ist also nach alter Übung wohl so gut wie alles wieder ins Eigentum der Unternehmer und Kapitalbesitzer übergegangen. Wohl haben die Arbeiter einen schönen Lohn dabei verdient, aber ein gerechter Anteil am Ertrag, vor allem an den unverteiltern Gewinnen, wurde ihnen vorenthalten. Bedenkt man, wie dringend die Reform unserer Vermögensverteilung ist, und welche einmalige Gelegenheit diese Nachkriegsentwicklung bot, so kann der Vorgang nur als ein Skandal bezeichnet werden, der nach Abhilfe schreit.»² Kein Geringerer als derselbe Papst Pius XI. hatte schon vor 25 Jahren mit allem Ernst gefordert: «Mit aller Macht und Anstrengung ist dahin zu arbeiten, dass wenigstens in Zukunft die neu geschaffene Güterfülle nur in einem billigen Verhältnis bei den besitzenden Schichten sich anhäuft, dagegen in breitem Strome der Arbeiterschaft zufließe» (Q. a. n. 61). Und derselbe Papst hatte warnend hinzugefügt: «Gehe man doch endlich mit Entschiedenheit und ohne weitere Versäumnis an die Ausführung! Täusche sich niemand! Nur um diesen Preis lassen sich öffentliche Ordnung, Ruhe und Frieden der menschlichen Gesellschaft gegen die Mächte des Umsturzes mit Erfolg behaupten» (Q. a. 62).

Und damit ja niemand darüber im Zweifel sei, dass es sich nicht um vergangene Jahrhunderte oder irrealer Fälle handle, sondern um die konkrete Gegenwart, steht an anderer Stelle der scharfe und harte Satz: «Jedem soll sein Anteil zukommen; im Ergebnis muss die Verteilung der Erdengüter, die heute durch den ungeheuren Gegensatz von wenigen Überreichen und einer unübersehbaren Masse von Eigentumslosen aufs schwerste gestört ist – keiner, der das Herz am rechten Fleck hat, kann sich darüber einer Täuschung hingeben –, wieder mit den Forderungen des Gemeinwohles, bzw. der Gemeinwohl-Gerechtigkeit (justitia socialis) in Übereinstimmung gebracht werden» (Q. a. 58).

Unser berechtigter, mit aller Entschiedenheit und Unnachgiebigkeit zu führender Kampf gegen Kommunismus und Totalitarismus darf uns nicht dazu verleiten, die hergebrachte und für manche sehr bequeme Eigentums- und Einkommensverteilung als die einzig mögliche oder gar naturgegebene zu betrachten.

Dabei handelt es sich, wie wieder einmal erinnert werden darf, im wesentlichen nicht darum, dem einen etwas wegzunehmen,

um es dem andern zu geben, sondern vor allem um eine bessere, gerechtere Verteilung der neu geschaffenen, wachsenden Güterfülle, wie ebenfalls Pius XI. so klarsichtig ausführt.

2. «Die Arbeiterschaft hat einen Anspruch darauf, dass geeignete Formen der Ergebnisbeteiligung und des Miteigentums gesucht und eingeführt werden, damit sie an den erwirtschafteten Erträgen jenen Anteil gewinnt, der ihr nach dem Mass ihrer Mitursächlichkeit gebührt, und damit sie – wieder eine eindeutige Forderung der letzten Päpste – festes Eigentum, besonders an den Erzeugungsgütern (Trennung des Lohnarbeiters von den Produktionsmitteln!) zu gewinnen vermag.» Eine ganze Reihe von katholischen (und andern) Sozialpolitikern ist hier mit der Forderung vorangegangen.³

Es ist unumwunden zuzugeben, dass auch in wohlgesintten Kreisen noch keinerlei Übereinstimmung herrscht über die Wege, die hier einzuschlagen sind, um einerseits eine sichere und genügend grosse Investitionsquote, andererseits keine Überbelastung des Arbeiters durch ein untragbares Risiko zu erreichen. Wahrscheinlich lassen sie sich überhaupt nicht auf eine einheitliche Formel bringen. Das entbindet uns aber nicht von der Pflicht, sowohl theoretisch weiter zu forschen, wie auch durch behutsame Experimente Erfahrungen zu sammeln und so die Bewegung voranzubringen. Dabei möchten wir nicht verschweigen, dass gegenüber einer Beteiligung des einzelnen Arbeiters am Mitbesitz des Unternehmens, in dem er arbeitet, im allgemeinen wegen des übermässig zusammengedrängten Risikos grösste Vorsicht und Zurückhaltung am Platze ist. Gegen eine breiter gestreute allgemeine Beteiligung an Industrierwerten, z. B. durch Investment Trusts, ist nichts einzuwenden. Nur wird auf diese Weise das Lohnarbeitsverhältnis nicht weiter entwickelt, sondern braucht noch andere Formen der «Angleichung an ein Gesellschaftsverhältnis» (Q. a. 65).

3. «Die Arbeiterschaft kann und muss verlangen, dass auch die letztmöglichen Anstrengungen gemacht werden, endlich jene Gesellschafts- und Wirtschafts-Neuordnung zu verwirklichen, die den Grundsätzen unserer Gesellschaftslehre entspricht.» Hier zeigt sich aufs neue und in verstärkter Masse die schwierige Lage, um nicht zu sagen das Dilemma, in dem sich heute die katholischen sozialen Bestrebungen befinden.

Auf der einen Seite ist P. Welty durchaus zuzustimmen, wenn er mit einer gewissen Besorgnis und Bitterkeit bemerkt: «Es ist bedauerlich, aber leider wahr, dass ein erheblicher Teil unserer katholischen Wirtschaftswissenschaftler sowie der katholischen Presse auf die Thesen des Neoliberalismus derart eingeschworen ist, dass schon der blosse Versuch, in ein aufrichtiges und kritisches Gespräch zu kommen, recht unliebsam abgetan wird. Was man auf diesem Gebiete erleben kann, wirkt mitunter geradezu grotesk.»⁴ Die gesellschaftlich-wirtschaftliche

² Die Schrift «Das Sozialprodukt und seine Verteilung» (48 S.) wurde vom Sozialreferat des Zentralkomitees der deutschen Katholiken in der Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft kath.-sozialer Bildungswerke herausgegeben. (Verlag Bonifacius-Druckerei GmbH, Paderborn 1955.)

³ So P. von Nell-Breuning: «Eigentumsbildung in Arbeiterhand» (herausgegeben vom Sozialreferat des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Paderborn, 1954), Paul Jostock in verschiedenen Schriften, G. Kroll, neuerdings A. Burgardt: «Eigentumsethik und Eigentumsrevisionismus» (erschienen als Band 10 des Handbuchs der Moral-Theologie, herausgegeben von U. Prof. Marcel Reding, Graz; Max-Hueber-Verlag München, 1955; auf dieses Buch werden wir in einem späteren Artikel noch ausführlicher zurückkommen); E. Molitor: «Grundsätze und Methoden der Lohnbemessung» (Paderborn 1956); vgl. auch die Ausführungen von Prof. P. Utz, O. P. in seinem trefflichen Kommentar der Deutschen Thomasausgabe Bd. 18 «Recht und Gerechtigkeit», Salzburg 1953; Herb. Gross: «Der Manager von Morgen», Düsseldorf 1953; ferner die verschiedenen Pläne von

Spindler, Kuss, usw.; gut, wenn auch vielleicht überkritisch dargestellt von F. Spiegelhalter: «Gewinnbeteiligung», Düsseldorf 1951 und 1955.

⁴ «P. von Nell-Breuning hat, wie unsere Leser wissen werden, in den letzten Wochen mehrfach Gelegenheit genommen, sich zu heiklen Fragen der fälligen Gesellschaftsreform zu äussern, z. B. zur Bodenreform in West und Ost; zu den gesellschaftlich-wirtschaftlichen Strukturveränderungen der Ostzone und deren Berücksichtigung bei der Wiedervereinigung, die nun leider wieder in so bittere Ferne gerückt zu sein scheint; zur schrittweisen Umwandlung des Lohnverhältnisses in das Gesellschaftsverhältnis. Katholische Kreise, denen man sogar ein besseres Urteil zutraut, haben diese Überlegungen damit quittiert, daß sie sagen, es sei höchst betrüblich, dass nunmehr selbst ein so verdienter Exponent der katholischen Gesellschaftslehre ins Idol der Plan- oder Kollektivwirtschaft «abgerutscht» sei. Bei solchen Urteilen fehlt es einfach an der primitiven Kunst, aufmerksam hinzulesen oder aufmerksam zuzuhören, sonst wäre eine solche Verfälschung der Absichten und Äusserungen gänzlich ausgeschlossen.»

(Diese Anm. ist aus dem obenstehenden Text von P. Welty)

Neuordnung, die den Grundsätzen der katholischen Gesellschaftslehre wirklich gerecht wird, ist eine *wesentlich andere* als jene, die von neo-liberaler Grundlage her vorgeschlagen und angestrebt wird, und wir können uns unmöglich damit abfinden, dass geltende Formen der Marktwirtschaft, die sich ausdrücklich auf die Grundthesen des Neoliberalismus beziehen, als das gültige Ordnungsbild der derzeitig fälligen Sozialreform angesehen werden. Das Kernstück der Sozialreform, die fortschreitende Überwindung des reinen Lohnarbeiterverhältnisses, kann auf neoliberaler Grundlage nicht erreicht werden.»

Es kann auch nicht verschwiegen werden, dass in weiten Kreisen ernste Besorgnis über die einseitige Zusammensetzung gewisser sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Gremien besteht, und dass man dringend hofft, die Neuherausgabe des Herderschen Staatslexikons werde hier die notwendige Korrektur bringen. Es ist völlig untragbar, von Grundsätzen der «reinen» Nationalökonomie zu sprechen, die von allen Erwägungen der Gerechtigkeit und der Ausrichtung des volkswirtschaftlichen Prozesses auf die Bedürfnisse absehen und die Volkswirtschaft als reines Sachgutergeschehen betrachten könnten. Ist denn das Lebenswerk von P. Heinrich Pesch völlig umsonst gewesen, und stehen in Quadragesimo anno umsonst die berühmten Sätze: «So wenig die Einheit der menschlichen Gesellschaft sich gründen kann auf der Gegensätzlichkeit der Klassen, ebensowenig kann die rechte Ordnung der Wirtschaft dem *freien Wettbewerb* anheimgegeben werden. Das ist ja der *Grundirrtum* der individualistischen Wirtschaftswissenschaft, aus dem all ihre Einzelirrtümer sich ableiten: in Vergessenheit oder Verkennung der gesellschaftlichen wie der sittlichen Natur der Wirtschaft glaubte sie, die öffentliche Gewalt habe der Wirtschaft gegenüber nichts anderes zu tun, als sie frei und ungehindert sich selbst zu überlassen; im Markte, d. h. im freien Wettbewerb besitze diese ja ihr regulatives Prinzip in sich, durch das sie sich viel vollkommener selbst reguliere, als das Eingreifen irgendeines geschaffenen Geistes dies je vermöchte. Die Wettbewerbsfreiheit – obwohl innerhalb der gehörigen Grenzen berechtigt und von zweifellosem Nutzen – kann aber unmöglich regulatives Prinzip der Wirtschaft sein. . . Die an die Stelle der Wettbewerbsfreiheit getretene *Vermachtung* der Wirtschaft kann jedoch noch weniger diese Selbststeuerung bewirken: Macht ist blind; Gewalt ist stürmisch. Um segensbringend für die Menschheit zu sein, bedarf sie selbst *kraftvoller Zügelung* und *weiser Lenkung*; diese Zügelung und Lenkung kann sie sich aber nicht selbst geben. Höhere und edlere Kräfte müssen es sein, die die wirtschaftliche Macht in strenge und weise Zucht nehmen» (Q. a. 88).

Andererseits aber ist ebenfalls zuzugeben, dass die Diskussion z. B. um die Berufsständische Ordnung gleicherweise ins Stocken, ja in eine Sackgasse geraten ist. Es ist möglich, dass zuerst auf den Gebieten der besseren Verteilung des sozialen Produktes, der Neuordnung der Eigentumsfunktionen, der sozialen Sicherheit, der Familienpolitik, des Mitspracherechtes, der Einordnung der wirtschaftlichen Verbände in die Mitverantwortung an der Wirtschafts- und Sozialpolitik, der beruflichen, wirtschaftlichen und sozialen Erziehung und Bildung usw. weitere Fortschritte gemacht werden müssen, bevor das Thema von der Berufsständischen Ordnung auf breiterer Front wieder aufgerollt werden kann.

Es ist die grosse Schwäche der katholischen Sozialbewegung

– und vielleicht der Sozialpolitik des Westens überhaupt –, dass sie zu wenig klare, konkrete und grosszügige Ziele aufzuzeigen vermag, dass sie sich einerseits in sehr allgemeinen Prinzipien ergeht, die zunächst zu wenig konkreten Verwirklichungen verbindlich erscheinen, andererseits der Versuchung ausgesetzt sind, konkreter Forderungen nachzulaufen (und sie womöglich noch zu überbieten), die eigentlich einem anderen Weltbild zugehören. Weil ihr eine genuine, wohlausgebildete Volkswirtschaftslehre fehlt, darum bedeutet der Neoliberalismus eine solche Macht.

4. «*Die Arbeitnehmerschaft kann und muss verlangen, dass ihr mehr staatspolitische Mitverantwortung und Mitwirkung übertragen und verfassungsmässig verbürgt wird.*» Was hier angesprochen wird, ist die richtige Erfassung der Funktion und Stellung der Gewerkschaften, aber auch der übrigen im wirtschaftlichen Raum tätigen Verbände, in Gesellschaft und Staat. Stichworte: Wirtschaftsrat, Wirtschaftskammer einerseits, kulturelle und erzieherische Funktionen von Gewerkschaften und sonstigen wirtschaftlichen Interessenverbänden andererseits.

Es wäre natürlich einseitig und ungerecht, die genannten Probleme als die einzigen oder auch nur als die tiefsten Probleme unseres Sozialgefüges hinstellen zu wollen. Die Frage der Familie, der Landwirtschaft, des Mittelstandes, der Angestelltenschaft, der Beamtschaft, der geistigen Berufe (last not least!) usw. drohen oft über den Problemen der Arbeiterschaft übersehen oder übergangen zu werden. Trotzdem beanspruchen jene Probleme mit Recht einen bedeutenden und vordringlichen Platz in den Fragen der Neuordnung unserer Gesellschaft. Es hiesse, sich verhängnisvollen romantischen Illusionen hingeben, wollte man nicht sehen, dass die Probleme der industriellen Arbeitswelt im Umbruch unseres Jahrhunderts eine beherrschende Stellung einnehmen, dass sie als treibende Faktoren der unaufhaltsamen Entwicklung auch allen anderen Gebieten des menschlichen Lebens ihren Stempel aufprägen. Gerade diese Probleme aber bedürfen, wie es in hervorragender Weise der Heilige Vater in seinen Ansprachen an den Historiker-Kongress und an das italienische Zentrum für Fragen der internationalen Versöhnung ausgeführt hat, einer ebenso besonnenen als mutigen Behandlung von seiten der christlich denkenden Soziologen und Rechtslehrer, ohne Preisgabe unersetzlicher Werte, aber auch ohne Voreingenommenheit gegenüber neuen Entwicklungen, ohne naive Leichtgläubigkeit gegenüber dem Neuen, aber auch ohne selbstsüchtiges Festhalten an erworbenen, doch überholten Positionen.

Gerade eine Naturrechtslehre, die nicht von abstrakten Begriffssystemen oder aprioristischen Postulaten, sondern von der wirklichen Natur ausgeht, zu der Geschichtlichkeit und damit geschichtlicher Wandel wesentlich gehört, wird sich immer wieder vor neue Fragen, vor die Notwendigkeit der je neuen Anwendung unerschütterlicher Grundsätze an neue Verhältnisse gestellt sehen, und wird nie darum herumkommen, die sich wandelnden Verhältnisse immer wieder neu nach den Masstäben der Gerechtigkeit und Menschenwürde ausrichten zu müssen. Die Art, wie Pius XII. immer wieder und in eindringlicher Form auf die Probleme der Sozialreform zu sprechen kommt, unterstreicht diese Verpflichtung mit allem Nachdruck einer Autorität, die ihresgleichen auf Erden nicht hat. D.

Uruguay, der tausendste Teil der Welt

Südamerikanische Republik, ja, aber nicht malerisch

Ein Gebiet mit fast 200 000 Quadratkilometern Oberfläche wäre in Europa nicht gerade ein kleines Land. Südamerika hingegen kennt andere Massstäbe. Argentinien und Brasilien, die einzigen Grenznachbarn Uruguays, haben zusammen 80 Millionen Einwohner und verfügen über ein Territorium von elf Millionen Quadratkilometern. Bedenkt man, dass Frankreich und Deutschland zusammen mit rund einer Million Quadratkilometern zufrieden sein müssen, werden die Flächenunterschiede noch deutlicher.

Uruguay ist also eine kleine Republik am Ostrand Südamerikas. Die Europäer täuschen sich jedoch, wenn sie von der «malerischen Schönheit» dieses Landes sprechen. Der östliche Teil Uruguays liegt überhaupt nicht in den Tropen. Deshalb wird man dort keine Wälder finden mit überreicher Vegetation. Wilde Tiere lassen sich dort nur in der Phantasie erjagen und für gewagte Streifzüge in unerforschte Gebiete gibt es keine Gelegenheit. Die uruguayische Landschaft entbehrt grandioser, abwechslungsreicher Gegenden; sie wirkt monoton. Es fehlen ihr die majestätischen Cordilleren. Der höchste «Berg» Uruguays «ragt» bis 600 m ü.M. Oft bedauern wir es, dass wir den Fremden keine augenfälligen, bunten Volkstrachten zeigen können. Allerdings gibt es bei uns aber auch keine Raufbolde und Messerstechereien auf den Strassen. Die Zeitungen berichten nicht von blutigen Aufständen und Revolutionen. Zudem fehlen uns verblendete hohe Offiziere und ein «malerisches» Heer mit mehr Offizieren als Soldaten. Den letzten internationalen Krieg verspürte unser Land vor 90 Jahren. Darum haben die Generäle wenig zu tun, und Uruguay ist eines der Länder in der Welt, das wenig für seine Aufrüstung ausgibt. Wilde, halb wilde oder zivilisierte Indianer sucht man umsonst, ganz einfach, weil wir überhaupt keine haben. Nirgendwo stehen grossartige Monumente aus der Kolonialzeit oder vorkolumbische Denkmäler.

Bedauernswerterweise besitzen wir also kein schönes Land. Als seltene «Gabe», würdig, die Aufmerksamkeit der Europäer zu erregen, haben wir dagegen nur zwei politische Regierungsparteien. In den 125 Jahren unserer Freiheit waren sie die einzigen wichtigen Parteien, und auch heute ändert sich nichts daran. Unsere Sozialgesetzgebung galt schon vor 35 Jahren als fortschrittlich. Interessant ist in Uruguay die eigenartige Verbindung von Sozialismus und staatlichem Dirigismus zusammen mit einem kapitalistischen Liberalismus. Trotzdem: Wir bilden eine Demokratie, so authentisch und aufrichtig, wie eine solche in dieser Welt und in diesem Jahrhundert nur sein kann.

Weisse und Farbige

Gehen wir schrittweise voran. Uruguay ist das einzige Land der Welt, das in den letzten 90 Jahren von der gleichen Partei regiert wurde, nämlich von der Partei der Farbigen (Partido Colorado), die 1865 an die Macht kam und heute noch am Ruder ist. Gleichzeitig dürfte es das einzige Land sein, in dem sich eine Oppositionspartei während neun Jahrzehnten behauptet hat. Diese Nationale Partei (Partido Nacional) wurde zur gleichen Zeit von der Macht verdrängt und kann heute, nach vierzigjährigem bewaffnetem Protest und weiteren Jahren friedlich-bürgerlicher Opposition in der Minderheit mitregieren. Beide Parteien, die Farbige und die Weisse oder Nationale, sind die ältesten existierenden auf der Welt, da sie beim letzten Machtwechsel (1865) schon «traditionell» waren. Beide haben das politische Leben Uruguays total und absolut monopolisiert, und auch heute, im Weltkampf der internationalen Ideologien,

mobilisieren die Farbige und die Nationale Partei bequem 90% der uruguayischen Wähler. Die restlichen 10% verbleiben nach uruguayischer Version dem Kommunismus, dem Sozialismus und der christlichen Demokratie. In Bezug auf diese drei Exponenten universeller Ideen gilt folgendes:

Den Kommunisten gelang es trotz der ihnen günstigen Nachkriegszeit nicht, mehr als 5% der Wählermassen des Landes zu erobern. Zudem vermochten sie auf dem Gipfel ihrer Macht nicht, ihr heiss ersehntes Ziel zu erreichen: einen Sessel, nur einen, im Senat der Republik. Zur Zeit entsenden sie zwei Deputierte ins Parlament.

Ebensowenig konnte sich der uruguayische Sozialismus in fast fünfzigjährigem Kampf im Senat vertreten lassen. Sein höchster Wählertriumph verlieh ihm zwei Sitze in der Deputiertenkammer¹.

Der bürgerlichen Union der christlichen uruguayischen Demokratie gelang es als einziger, den traditionellen Parteien im Senat einen Sitz zu entreissen. Es war ein klägliches Triumph für 60 Jahre Kampf. Nach den uruguayischen politischen Führern hält sich diese Partei in Bezug auf ihr Alter – mit 60 Lebensjahren – für «jung», den Mehrheitsparteien aber wirft sie Überalterung vor.²

In Uruguay vermögen sich alle internationalen Strömungen nicht recht zu entfalten, da die traditionellen Parteien im Ideologischen höchst elastisch sind. Die orthodoxen Sozialisten beispielsweise besaßen wenig Aussicht, ihre Programme verwirklichen zu können, da eine grössere Fraktion der Mehrheitspartei das Land zum Teil sozialisierte und die Grossbetriebe seit vierzig Jahren immer mehr verstaatlichte. Die christlichen Demokraten ihrerseits kämpften vor dreissig Jahren verzweifelt um ihren ersten Sitz in der Deputiertenkammer. Gerade damals entfesselte der «Batllismus» – er ist abgesehen von seiner sozialistischen Färbung auch betont atheistisch und antikatholisch – eine gefährliche Offensive gegen die Kirche, deren Ziel die obligatorische laizistische Erziehung und die totale Entchristlichung des Landes war. Diese Kampfsituation wäre die grosse Gelegenheit für die Bürgerliche Union gewesen, aber sie fühlte sich zahlenmässig zu schwach. Der Weissen oder Nationalen Partei, die grösstenteils aus Katholiken besteht, gelang es erst nach 15 Jahren erbitterter Fehde im Parlament, in den Zeitungen und an allen Fronten des öffentlichen Lebens, die antikatholische Kampagne aufzuhalten. Was sollten nun die internationalen christlichen Demokraten in Uruguay tun?

Auch der emporstrebende internationale Faschismus konnte seine Tendenzen in Uruguay nicht durchsetzen. Es existierte eine Nationale Union von «Grauhemden» von mehreren Dutzend Jungen, die sich aber nach einigem Gähnen auflöste. Dagegen begannen viele Mitglieder der Farbigen und der Nationalen Partei mit der Achse und ihren politischen Postulaten zu

¹ Im Jahre 1905 schon plädierte die Weisse oder Nationale Partei, welche in der Opposition war und sich theoretisch an die Rechte der regierenden Farbigen Partei anlehnte, im Parlament für den Achtstundentag, eine Austrittsentschädigung, eine Arbeiterversicherung und andere Errungenschaften der Arbeiter, welche in verschiedenen Ländern durch Körperschaften der Linken als grosse Fortschritte für sich beansprucht wurden. Die Sozialistische Partei von Uruguay sah einen guten Teil ihrer Postulate durch die alten einheimischen Parteien verwirklicht. Aus diesem Grunde konnte der uruguayische Sozialismus nichts oder nur wenig unternehmen.

² Auch der christlichen Demokratie von Uruguay, die von hervorragenden Leuten geleitet wird, missglückte es aus ähnlichen Gründen wie dem Sozialismus, den Umfang ihrer Partei zu vergrössern. Die zwei traditionellen Parteien von Uruguay anerkennen trotz des dialektischen Krieges, den sie mit der bürgerlichen Christlichdemokratischen Union führen, die Aufrichtigkeit und den Wert ihrer Führer. Das Organ der Katholiken, «El Bien Publico», ist das älteste der nationalen Presse.

liebäugeln. Darunter gab es einen farbigen Deputierten, der sich vor voller Kammer als Pro-Nazi erklärte, und der sich deshalb später den Ausschluss aus der Partei zuzog. Die Mehrheit der Weissen oder Nationalen Partei sah sich wiederholt angeklagt, mehr durch Geschrei als Begründung, faschistenfreundlich zu sein und im Dienste der Achse zu stehen.

In Uruguay gibt es manche, die humorvoll meinen, die einzige Art, den Kommunismus im Lande aufkommen zu lassen, bestände in der Gründung einer Partei «Weisse Kommunisten» oder einer Partei «Farbige Kommunisten». Es erübrigt sich zu sagen, dass die Uruguayaner eine internationale Ideologie nur akzeptieren würden unter der Bedingung, dass sie durch das feine Sieb der traditionellen Parteien gefiltert wird.

Fassen wir zusammen: Der uruguayische Bürger kann von der äussersten Linken bis zur extremen Rechten (soweit es in Uruguay Extremisten gibt) innerhalb seiner zwei Parteien wählen, weil diese Parteien immer die Weltentwicklung der Ideen auffangen und sie wunderbar ihrem Programm anpassen. Es ist dies das Geheimnis aller jahrhundertalten Parteien, mögen sie nun Farbige oder Weisse, Republikaner oder Demokraten wie in den USA, Konservative oder Labour wie in Grossbritannien heissen. Weiss oder farbig sein bedeutet in Uruguay: das familiäre und gefühlsmässige Erbe ergreifen und dann die am besten zusagende Ideologie auswählen, ohne jedoch die alten Grundsätze zu verlassen, welche mit der Idee des Vaterlandes verknüpft sind. Das ist alles.

Die letzten vier «Charrúas»

Wie man sieht, ist in der Politik in Uruguay wenig zu sehen vom Taumel der Parteien, der praktisch jedes Jahr in den «malerischen latein-amerikanischen Republiken» Strassen und Plätze erfüllt. Um in Europa ein Beispiel von ähnlicher politischer Beständigkeit zu finden, müsste man auf Schweden, Grossbritannien oder die Schweiz hinweisen. Betrachten wir einen andern Aspekt Uruguays, der ebensowenig der Aufschrift «malefisch» entspricht: den völkischen.

Ein Deutscher³ errechnete die Gesamtsumme aller Eingeborenen der «Banda Oriental» (ursprünglicher Name des Landes) auf ganze 4000. 1832 zählten die berühmten «Charrúas», Glieder des letzten überlebenden Stammes, noch rund 500. Unbeugsam und wild, waren sie trotz ihrer kleinen Zahl eine konstante Gefahr für den schwach besiedelten Norden des Landes. Durch eine Resolution der ersten konstitutionellen Regierung der Republik wurden sie vernichtet. Die letzten vier «Charrúas», deren man sich erinnert, starben in Paris, wo sie als Phänomen an der Ausstellung zu sehen waren.

Zu jener Zeit zählte die Republik etwa 100 000 Einwohner. Heute hat sie mehr als drei Millionen. Es dürften also nicht weniger als 2½ Millionen Uruguayaner direkt von europäischen Emigranten abstammen, die nach der Vernichtung der letzten Ureinwohner ins Land gekommen waren. Die amerikanischen Indianer erwiesen sich weniger tauglich, ihr Blut mit den Kolonisatoren zu mischen. Sie lebten immer abseits in ihren Salzhütten und waren im Verkehr mit den Weissen uninteressiert und widerspenstig. Man schliesst daraus, dass das indianische Blut in der uruguayischen Bevölkerung nicht eindeutig nachweisbar ist, ausgenommen im Fall von Abkömmlingen anderer amerikanischer Länder. Wenn eine solche Nachkommenschaft existiert, kann sie nicht zahlreich sein, da die Zahl der Bürger anderer Republiken des Kontinents in Uruguay gering gewesen ist, abgesehen vielleicht von den Argentinern, die einem mehrheitlich weissen Volk entstammen.

Dagegen wohnen in Uruguay 3–6% Neger und Mulatten, alles Abkömmlinge der Sklaven, die in der Kolonialzeit einge-

führt wurden. Man wird also der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man das Total der reinen Weissen in Uruguay mit rund 95% ansetzt.

Die uruguayische Wüste

Betrachten wir eine andere Eigenart dieses Landes: Zwischen 1825 und 1935 vermehrte sich die uruguayische Bevölkerung um das Vierzigfache.

Dafür können folgende Gründe angeführt werden: Gute gesundheitliche und hygienische Verhältnisse. – Ein beachtliches kulturelles Niveau. – Ein zufriedenstellender Lebensstandard. – Ein halbes Jahrhundert ohne Kriegerschütterungen. – Die Einwanderung.

Gehen wir in der Geschichte weiter zurück, stossen wir auf die Epoche der englischen Invasion⁴, in der Uruguay etwas über 40 000 Einwohner zählte. In jener Zeit hatte Mexiko ungefähr vier Millionen Seelen. Heute zählt Mexiko 28 Millionen Einwohner und Uruguay etwas mehr als drei. In jener Epoche besass die halbverödete Banda Oriental – ausgebreiteter als heute – das ungewohnte Mittel von 0,2 Einwohner per Quadratkilometer.

Uruguay war so wenig bevölkert, dass die hundert Rinder, die im 16. Jahrhundert eingeführt worden waren, sich in wildem Zustande vermehrten, und, in die Millionen gehend, frei im ganzen Lande herumliefen. Es wurden dann heimlich Unternehmen (zur Hauptsache französische) gegründet, die einträgliche Geschäfte betrieben, indem sie die Häute verwerteten und das Übrige wegwarfen, bis sie manchmal von den spanischen Behörden überrascht und aufgelöst wurden. Diese hundert Rinder bildeten den Grundbestand für den Reichtum der uruguayischen Viehzucht, welche heute trotz einer anti-agrarischen Politik acht Millionen Stück Vieh umfasst, was ziemlich der gleichen Zahl entspricht wie zu Beginn dieses Jahrhunderts.

Die Banda Oriental wurde während der beiden ersten Jahrhunderte der Eroberung nur wie eine grosse Farm betrachtet. Aus diesem Grunde war Uruguay das letzte Land der heutigen spanisch-amerikanischen Nationen, das man kolonisierte. Als Lima und Mexiko bereits reiche und zweihundert Jahre alte Städte waren, monumental und voll Kultur, und als Buenos Aires ebenfalls schon an die zwei Jahrhunderte bestand, wurden die ersten Fundamente von Montevideo gelegt (1726). Bis dahin zählte Uruguay zwei oder drei elende Nester und ein paar einheimische Siedlungen⁵. Soriano, der älteste Ort der Republik, datiert aus dem 17. Jahrhundert.

In kleinerem Masse war auch das heutige Argentinien aus verschiedenen Gründen eine halbentvölkerte Nation. Beide aber profitierten seit ihrer Unabhängigkeit von einer sukzessiven Einwanderung, die das Verlorene aufzuholen erlaubte. Es gibt in Lateinamerika mindestens zwei Länder, die dichter als Uruguay bevölkert sind. In beiden Fällen aber handelt es sich um solche, in denen die eingeborene Bevölkerung stark zunimmt. Den höchsten Prozentsatz des «weissen» Wachstums hat die Republik Uruguay zu verzeichnen.

Noch ein anderer Grund wäre anzuführen. Die Länder am Pazifik, wie Mexiko und Zentralamerika, zählen praktisch mit keiner andern weissen Bevölkerung als der, welche von den spanischen Eroberern und Kolonisatoren abstammt, weil nach

⁴ 1806 verwirklichten die Engländer am Rio de la Plata den ernsthaftesten Versuch, in das spanische Reich von Amerika einzudringen. Eine noch nie gesehene Flotte von 12 000 Mann (ganz Uruguay zählte keine 40 000 Einwohner und Argentinien weniger als 300 000) unternahm nach dem Zusammenbruch der ersten eine zweite Expedition. Sie mussten sich jedoch nach einer der grössten und absolutesten Niederlagen (totales Ergeben), die England bis dahin erlitten hatte, zurückziehen.

⁵ Wir beziehen uns auf den heutigen Umriss der Republik. Damals umschloss die Banda Oriental die sehr berühmten Missionen (ein herrliches Werk der Jesuiten), welche durch die Aufhebung des Ordens vernichtet wurden. Die grossartigen Ruinen der Ortschaften, die durch die Indianer der «Jesuiten-Reduktionen» in einer Zeit wieder aufgebaut wurden, als Uruguay immer noch ein «halbverödeter Kuhstall» war, erregen Bewunderung.

³ Huldreich Schmidel, Teilnehmer der Expedition von Peter von Mendoza (1535) und Autor der «Geschichte und Entdeckung von Rio de la Plata und Paraguay». Es ist ein Dokument von unschätzbarem Wert, eine zugleich hübsche und genaue Beschreibung der ersten Etappe der Eroberung der Länder am Rio de la Plata.

der Unabhängigkeit die Einwanderung aus Spanien wirkungsvoll unterbunden wurde. Mexiko verwies die gebürtigen Spanier des Landes, und die Kreolen vermischten sich während vielen Generationen mit der indianischen Bevölkerung. Heute besitzt Mexiko eine grosse Mehrheit von Mestizen, eine starke Minderheit von Indianern und eine sehr kleine Minderheit von Weissen. Im gleichen Fall befindet sich Paraguay. Bolivien und Guatemala dagegen sind zum grossen Teil rein indianisch.

Am Rio de la Plata dagegen ging nicht nur die spanische Einwanderung weiter, sondern in Wellen kamen zuerst Franzosen, später Italiener und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts in grossen Massen Mitteleuropäer, Deutsche, Russen, Polen, Juden aller Provenienzen, Eingeborene des Mittleren Orients usw. Argentinien und Uruguay sind die beiden einzigen lateinamerikanischen Länder, die in ihren Registern eine grosse Zahl von nichtspanischen Namen führten, die, besonders in Argentinien, in gewisser Hinsicht in der Mehrheit sind. Es wurde errechnet, dass eine Million Uruguayaner kein spanisches Blut haben, und dass in einer weiteren Million ein Gemisch von verschiedenem europäischem Blut kreist.

Aber nichts von dem lässt sich auch nur mit einiger Genauigkeit nachweisen. Die uruguayische Demokratie ignoriert offiziell bis ins Extrem die Rassen. Weder Dokumente noch Statistiken können das Gesagte wirklich illustrieren. Der weitgehende Verfall von Statistiken in Uruguay nimmt immer katastrophalere Proportionen an. Es besteht zum Beispiel seit 1908 keine Bevölkerungsstatistik mehr. Vor diesem Datum waren die uruguayischen Statistiken in manchen Beziehungen vorbildlich.⁶

Wir versuchten, in diesem Artikel eine Monographie über Uruguay für Leser zu schreiben, die das Land nicht kennen können. Das hat jedoch, wie jeder feststellen konnte, seine Schwierigkeiten. Trotz seiner Kleinheit – und in mancher Hinsicht dank seiner Kleinheit – ist Uruguay schwer in die Grenzen eines Artikels einzufangen. Es verbleiben dem Schreiber für einen späteren Bericht andere fundamentale Kapitel, ohne deren Kenntnis es unmöglich ist, die uruguayische Wirklichkeit in ihrer vielschichtigen Gesamtheit darzustellen. Zu behandeln wären: Der Antagonismus Stadt – Land und darin wieder besonders der zwischen Montevideo und dem restlichen Land, der in dieser Republik sehr stark zu spüren ist. Es müsste vor allem die Lage der Kirche und ihr heutiges Dasein erörtert werden, die nichts oder nur sehr wenig mit den meisten in den lateinamerikanischen Ländern gemein hat, das Arbeiterproblem, der Kampf zwischen der modernen städtischen Industrie und der traditionellen Viehzucht, die kulturelle Krise, die paradoxerweise nicht so sehr durch den Niedergang kultureller Werte als vielmehr durch einen verwickelten Zustand von Dingen im Politischen und Ökonomischen verschuldet wurde.

Horacio Asiain Márquez

⁶ Als Beispiel des chaotischen Zustandes der Statistik über Uruguay möge die Tatsache erwähnt werden, dass die Bevölkerung von Montevideo selber nicht einmal auch nur annähernd weiss, wieviele Einwohner ihre Hauptstadt zählt. Es gibt Lexika und Konsultationspapiere von Weltruf, welche ihr kaum 600 000 Einwohner zuschreiben, andere berichten von 1 300 000. Die richtige Ziffer jedoch kann nicht weit von rund einer Million Seelen weg sein.

Streit um ein Buch oder um mehr?

Vor gut einem halben Jahr erschien in Belgien mit kirchlicher Druckerlaubnis ein Buch von Jacques Leclercq¹ über den im Juni 1940 in China verstorbenen und von den Chinesen hochverehrten Missionär P. Lebbe. In der Folge entspann sich eine lebhaft diskussion, in der man teils heftig gegen das Buch polemisierte, teils dieses freudig begrüßte.

Worum geht es in diesem Werk? Philippe Meunier² fasst das Ganze so zusammen: «In dieser Epoche (die Zeit von 1900 bis 1940, während der P. Lebbe Chinamissionär war) – und vielleicht mehr im Orient als anderswo – erschienen die katholischen Missionen unbewusst, guten Glaubens und (leider!) in einer Traditionslinie, die bis zum Ursprung des ‚Kolonialismus‘ und noch weiter zurückreicht, als europäisch, als fremd und eng verknüpft mit den Interessen der grossen westlichen Staaten. Sie haben nur langsam verstanden, wie diese Geistesart und diese Einstellung sie gerade den Herzen jener entfremdeten, die sie dem Herrn zuführen wollten, und dass es den ‚Schock‘ P. Lebbes sowie das unmittelbare Eingreifen Roms brauchte, um eine entscheidende Neuorientierung herbeizuführen...»

Die Vereinigung der Chinamissionäre vertritt die Ansicht,³ Leclercq verherrliche in ungebührlicher Weise P. Lebbe und verunglimpfe die Ehre der andern Glaubensboten in China. Sie wirft dem Verfasser vor, er verdrehe Tatsachen, entstelle die Wahrheit und habe vielfach ganz einseitig geschrieben. Andere Chinamissionäre würden derart verleumdet, dass eigentlich kaum mehr ein Unterschied zu den kommunistischen Hetzreden bestünde. In ärgerlicher Weise rühme er

bedenkenlos die zweideutige und etwas leichtfertige Haltung P. Lebbes gegenüber der Hierarchie und den Ordensobern. Das Buch sei endlich von einer parteilichen Dokumentation und preise die politische Tätigkeit seines Helden trotz anderslautender chinesischer Synodalbestimmungen. Die Vereinigung der Chinamissionäre misskennt keineswegs die grosse Bedeutung dieses hervorragenden Missionärs, lehnt es jedoch ab, sein missionarisches Wirken als Ganzes zu billigen. Dieser Protest ist von über 20 ehemaligen nichtchinesischen, meist französischen Erzbischöfen, Bischöfen und Ordensobern in China unterzeichnet.

Audiat et altera pars! Der gegenwärtig in São Paulo residierende Bischof von Chengting (China), Exz. Msgr. Chen-Chi-Ming, der Erzbischof von Nanking, Msgr. Yü Pin, die Vereinigung chinesischer Studenten in Löwen sowie verschiedene andere hohe Persönlichkeiten verteidigen dieses Buch. Msgr. Yü Pin schreibt in einem Brief, worin er den Verfasser für sein mutiges Buch beglückwünscht:⁴ «Viele Bischöfe und Missionäre haben oder wollen die missionarische Vergangenheit unserer lieben Heimat vergessen. Sie übersehen bewusst die Schattenseiten ihrer Missionstätigkeit, die dem Apostolat in China geschadet und den Eintritt der chinesischen Elite in die katholische Kirche gehemmt haben. Viele Missionäre wollten gute Priester und grosse Apostel sein; sie kamen aber in unsere Heimat mit all den Vorurteilen des 19. Jahrhunderts, das bekanntlich die weisse Rasse privilegierte...»

Ihr Buch sagt nur die Wahrheit, aber sie ist bisweilen für die von den Kommunisten aus China vertriebenen Bischöfe und Missionäre schwer zu ertragen. Bei der Lektüre Ihres Buches wurden sie gezwungen, das Grundproblem des Apostolates

¹ Leclercq Jacques: «Vie du Père Lebbe». Ed. Casterman, Tournai-Paris, 1955, 353 Seiten.

² In «La Revue Nouvelle», 15. Januar 1956, S. 87.

³ Der genaue Wortlaut findet sich in «La Documentation catholique», 5. Februar 1956, Spalten 165/167.

⁴ Der vollständige Text steht in «La Documentation catholique», 19. Februar 1956, Spalten 246 f.

in China neu zu überdenken. In ihren Herzen und Gewissen müssen sie sich sagen: „Wenn wir nochmals beginnen könnten, wir würden nicht mehr so arbeiten, wie wir es in der Vergangenheit getan haben.“ Um jedoch gewisse Missionäre zu entlasten, muss man sagen, dass die junge Generation die Probleme viel besser verstanden hat, aber – sie bleibt Erbe einer schwer drückenden Vergangenheit.“ Den Brief haben noch vier andere hohe Persönlichkeiten chinesischer und nichtchinesischer Herkunft mitunterschrieben.

Chinesische Priester, die sich gegenwärtig in Frankreich, Deutschland und in der Schweiz aufhalten, veröffentlichten eine Erklärung, in der sie, ohne für die eine oder andere Seite Partei ergreifen zu wollen, ihre Bewunderung und Dankbarkeit gegenüber dem grossen Werk P. Lebbes ausdrücken. «Wir alle», so bemerken sie zum Schluss, «verdanken ihm viel, und einige von uns sogar den Priesterberuf.»⁵

Gewiss, man wird die Art und Weise, wie Leclercq diesen grossen Missionär und kühnen Kämpfer sowie die kirchlichen Verhältnisse für eine breite Leserschicht darstellt, nicht immer bis in die letzten Details bejahen können. Insofern mag André Bonnichon⁶, einst Doyen an der juristischen Fakultät der Aurora-Universität in Schanghai, recht behalten. Chanoine Leclercq schreibt aus Begeisterung für seinen Helden. Im Vorwort weist er jedoch darauf hin, dass alle Tatsachen, die er im Buche anführt, ausnahmslos von Abbé Paul Goffart genauestens auf ihre Echtheit geprüft worden sind.⁷

Die Grösse P. Lebbes scheint uns darin zu liegen, dass er oft unter heroischen Opfern immer wieder versuchte, die chinesische Sprache bis in ihre feinsten Nuancen hinein zu beherrschen, sich ganz in die Seele und Kultur des Volkes einzufühlen, um den Chinesen ein Chinese zu sein. Er sagt selbst einmal: «Wollte ich Europäer bleiben, ich wäre ein Leichnam» (S. 63). Mit Feuereifer und glühendem Gerechtigkeitsgefühl, wenn auch nicht jedesmal mit der notwendigen Klugheit, kämpft er innerhalb der Kirche gegen allen westlichen Kulturdünkel und gegen den nach China exportierten französischen Nationalismus (S. 187). Sein grosses Ziel – es war übrigens auch das Roms, aber leider nicht das tatkräftig genug erstrebte der europäisierten Missionskirche zu Beginn des 20. Jahrhunderts – war die Heranbildung eines einheimischen Klerus

⁵ Ebd., Spalten 247 f.

⁶ In «Etudes», Dezember 1955, S. 330/343. Die in diesem Artikel «Un homme décrié: Le missionnaire» gegen das Buch von Leclercq vorgebrachten Argumente schienen uns bis auf das oben zugestandene wenig überzeugend zu sein.

⁷ Leclercq Jacques: «Vie du Père Lebbe», S. 8.

und die Einsetzung chinesischer Bischöfe. Diese Haltung zeigt, dass Rom viel weiter und initiativer dachte als der Grosseil der damaligen Missionäre. Der Apostolische Brief «Maximum illud» vom 30. November 1919 an die gesamte Missionskirche Chinas, der wie eine päpstliche Rechtfertigung der Ideen P. Lebbes anzusehen war, wirkte unter den Missionären wie eine Bombe (S. 219). Aber selbst strenge kirchliche Befehle vermögen den von der Erbsünde und vielen andern Rücksichten beeinflussten Kleinmut nicht plötzlich aus der Welt zu schaffen. Jüngst erzählte ein zurückgekehrter Chinamissionär noch folgenden Fall aus dem Jahre 1943. Ein guter chinesischer Junge, der als Ordensbruder schon einige Zeit auf einer Missionsstation weilte, die von italienischen Missionären geleitet wurde, musste entlassen werden. Grund: er konnte nicht italienisch. «Maximum illud» aber will, dass alle Missionäre gut, ja sehr gut chinesisch lernen und sprechen sollen. In dieser Beziehung mag es auch interessant sein zu wissen, dass der mit den chinesischen Missionsverhältnissen so gut vertraute Kardinal Costantini erklären konnte, «die Missionierung Chinas sei nicht durch die Chinesische Mauer verhindert worden, sondern vielmehr durch die fast unübersteigliche lateinische Mauer, mit der wir selber das Missionswerk umgeben hätten...»⁸

Meunier weist in seinem oben erwähnten Artikel gegen denjenigen von André Bonnichon darauf hin, dass man keineswegs behaupten könne, das Buch Leclercqs würde der kommunistischen Kirchenverfolgung in China, in der man wild mit dem Slogan von der Nationalen Kirche agitiert, wirksame Helferdienste leisten. Eine solche Logik wäre etwa der konservativen gleichzusetzen, die verlangt, man möge über die Unzulänglichkeiten von Christen in der sozialen Frage den Schleier des Vergessens ausbreiten, «um dem Kommunismus keine Waffen zu liefern. Gerade indem man es vermeidet, der Wirklichkeit ins Gesicht zu schauen, wird man zum Waffenlieferanten des Irrtums» (S. 89). Wer das Buch über P. Lebbe liest, weiss, dass er sich selber klar von einem Flirt mit den Kommunisten distanziert hat (S. 336–342). Und wer einigermaßen die Taktiken der gelehrigen Moskauer Schüler kennt, wundert sich nicht, dass sie alles, selbst Heiligstes, missbrauchen und in ihre Ideologie umlügen.

Nehmen wir das Buch von Chanoine Leclercq als das, was es ist: eine wertvolle katholische Gewissensforschung, die nicht nur für die Missionskirche, sondern für die ganze Kirche überhaupt gilt, deren fehlbare Glieder wir alle sind. Re

⁸ Zitiert nach «Orientierung», 15. Dezember 1955, S. 252.

Christliche Aszese heute

Eine Umfrage

Die in Paris erscheinende Vierteljahreszeitschrift «Christus» veröffentlicht in der neuesten Nummer unter dem Titel: «La mortification dans notre vie chrétienne» (S. 106–132) von Blaise Arminjon das Ergebnis einer Rundfrage über die Haltung des modernen Menschen zur christlichen Aszese. Einleitend wird festgestellt, dass sich die Menschen nie leicht an das unbedingte Erfordernis zur Kreuzesnachfolge und Selbstverleugnung gewöhnt haben. Was jedoch diesbezüglich unsere Generation in ganz neuer Art zu charakterisieren scheint, ist eine *prinzipielle* Ablehnung des durch die Frohbotschaft Jesu Christi verkündeten Gesetzes von der Abtötung, und dies bis in weite christliche Kreise hinein.

Diese Rundfrage, an der sich Leute verschiedenster Berufswege und Altersstufen mit regem Interesse beteiligten, sollte

uns eine ehrliche Antwort geben auf die Frage: Sind die Menschen unserer Epoche immer noch empfänglich für die Einladung des Herrn, ihm nachzufolgen und unser Kreuz, das auch sein Kreuz ist, mutig tragen zu wollen? Greifen wir ein paar charakteristische Zuschriften und Bemerkungen heraus.

Ungünstige Bedingungen

Eine werktätige Frau schreibt: «Wenn es wahr ist, dass die Entsagung den heutigen Menschen schwerer eingeht, dann liegt ein Grund dafür vielleicht im Materialismus, der durch Bücher, Filme und Zeitschriften stark verbreitet wird. Alles hilft, das Leben im Lichte der Bequemlichkeit, des Vergnügens, der leichten Möglichkeiten und des menschlichen Erfolges darzustellen.»

Ein Student weist besonders auf das Reklamewesen und die Schlagworte hin, die gerade das Gegenteil einer echten Aszese in die Welt hinaus-

schreien: «Geniesst, ruf die moderne Zivilisation, und nicht: verzichtet! Versichert euch, und nicht: habt Hoffnung!»

Eine Gruppe junger Arbeiterinnen: «Das Leben in der heutigen Gesellschaft ist bis ins Extrem geregelt und organisiert (Arbeitspläne, die Arbeit selber, der Verkehr); die Menschen sind so in einer Atmosphäre dauernder Anspannung; dann sehnt man sich nach Abspannung auf allen Gebieten, um dieses Angespantsein wieder ins Gleichgewicht zu bringen.»

Ein Familienvater: «Mir scheint, dass man in bezug auf die Abtötung eher von einer Verschwörung des Schweigens reden könnte, obschon man gelegentlich ein Kind leise zu tadeln versucht, wenn es Opfer bringen möchte. Man findet sie allzu jung dazu. Immer sagt man, das Leben mit seinen Belastungen werde sie noch genügend verzichten lehren.»

«Indem man alle Schwierigkeiten beseitigt», erklärt *eine Lehrerin*, «erötet man schliesslich die Lust, sich um etwas zu bemühen. . . In der Erziehung hat man oft Angst, von den Kindern Anstrengungen zu verlangen; man möchte ihnen alles anziehend und leicht machen.»

Kritik zur Aszese

Ein Mittelschulprofessor bemerkt: «Die Worte: Entsagung, Abtötung erregen in mir ein gewisses Misstrauen; denn man betont zu wenig ihre positive Seite. Diese Worte wecken ein Gefühl von Beklemmung, von schwächlichem Leben, und die Leute, die sie so gerne im Munde führen, sind jene, die am wenigsten das ‚Da-sein in der Welt‘ (présence au monde) verwirklichen, und deren ‚Tugend‘ im allgemeinen ein ziemlich griesgrämliches Gesicht macht.»

Ein Priester: «Man gibt sich oft damit zufrieden, die Abtötung in einer sentimental Art und Weise darzustellen, die ärmlich und lächerlich wirkt. Die Liebe zum gekreuzigten Herrn wird individualistisch und rührselig, und die Teilnahme an den Leiden Christi erscheint als eine kindische, unfruchtbare Frömmigkeit.»

Ein Mitglied der kath. Aktion: «Die Idee der Abtötung gehört einer anderen Zeit an, d.h. sie wurde von individualistisch denkenden Typen vertreten, die nur ihren ‚Seelengarten‘ zu pflegen hatten, die Gelegenheiten zum Leiden ersinnen mussten, da sie selber eigene Not nicht verspürten oder von fremdem Leid nicht berührt wurden.»

Ein Priester, der oft mit jungen Ordensleuten zu tun hat, schreibt: «Bei mehreren Jungen bemerke ich als Widerstand gegenüber der Aszese im allgemeinen (und selbst gegenüber dem blossen Verzicht) die Angst vor Fehlformen, die eine Erniedrigung der Person zur Folge hätten: Masochismus, ein Mystizismus des Leidens (dolorisme), Minderwertigkeitskomplex und ähnliche Dinge. Es ist klar, dass christliche Abtötung wie jede andere echte Tugend eines Getauften ein Minimum an seelischer Gesundheit voraussetzt.»

Eine Frau meint: «Die Abtötung hindert mich an der persönlichen Entfaltung. Uns abzutöten käme einer Leugnung der Weisheit Gottes gleich. Er hat uns geschaffen, so wie wir sind, um unsere Fähigkeiten zu entfalten, nicht, um sie zu verstümmeln. Er hat uns die Schöpfung überlassen, um sie uns dienstbar zu machen, und nicht, um sie zu opfern.»

Ein junger Ordensmann erklärt: «Dieses freiwillige oder eigenwillige Leiden umsonst, ohne sofortige Wirkkraft, ist menschlich gesehen eine Albernheit, und das können wir nur mit viel Mühe bejahen. Warum uns freiwillig Schmerzen zufügen, wenn wir mit übergrosser Deutlichkeit sehen, wie sehr die Welt um uns vom Leiden fast erdrückt wird? Wenn es sich darum handelt, andern Menschen zu helfen, seine Kräfte im Dienste des Apostolates zu verzehren, die Nächstenliebe ganz praktisch zu üben, dann nehmen wir gerne das Wagnis in dieser Liebestätigkeit mit ihrem ganzen Kreuz auf uns. Wir haben aber Angst vor einem Leiden, dessen Früchte wir nicht sehen, Angst vor dem Leiden, das man sich selber aufbürdet.»

Selbstverleugnung im Alltag!

«Viele haben einfach nicht die Zeit», berichtet *ein Exerzitienmeister*, «sich auf Bussübungen zu spezialisieren und Opferchen der Übergebühre zu ersinnen. Sie sind demütig mit der Busse zufrieden, die ihnen der Herrgott mit auf den Lebensweg gegeben hat. Und ist diese Haltung nicht charakteristisch für unsere Generation mit ihren sehr wertvollen Gütern: dem Abscheu vor allem Gekünstelten, dem Willen, einfach, nüchtern, bescheiden zu sein und dem Gespür für die Gnade und die Initiativen Gottes?»

Ein junger Bauer schreibt derb und lakonisch: «Es gibt im Leben Dreck genug. Wozu ihm noch eigens nachlaufen!»

Eine Gruppe der bäuerlichen Jugend: «Das Opfer steht im Dienste der andern. Es gibt kein Mittel, dem Mitmenschen wirksam zu helfen, ohne den eigenen Egoismus zu bekämpfen. . . Es geht darum, selber ins Elend der

andern hinabzusteigen und ihnen so herauszuhelfen. Diese Art versteht man. Man sieht den Zweck. Das nützt.»

Die mannigfachen Lasten der Mitmenschen aus Liebe tragen zu helfen, und dies bis zur totalen Selbstverleugnung: das scheint unserer Generation die Gestalt der Abtötung zu sein. «Müsste man nicht sagen: andere Zeiten bedingen andere Sichten des christlichen Lebens? Und müsste man nicht eine tatsächliche Entwicklung im Begriff der Abtötung annehmen?» (S. 122).

Ein verantwortlicher Leiter der Katholischen Aktion in Frankreich (responsable national d'A.C.) bemerkt diesbezüglich treffend: «Wann endlich will man sich dazu entschliessen, den Laien keine Formen der Abtötung zu empfehlen, die für beschauliche Mönche ausgezeichnet passen, Formen, die von einem aktiven Seelsorgs-Klerus gepredigt werden, der sie selber kaum pflegt und denen sich die Laien begreiflicher Weise widersetzen? Es ist gut für einen Ordensmann, Busshemden und Ketten zu tragen. Vortrefflich hingegen für einen Laien ist es, wenn er sich eine Abtötung innerhalb der ehelichen Beziehungen auferlegt.»

Um höherer Güter willen . . .

Auch in der Aszese wechseln, den Zeiten entsprechend, Kolorit und Ausdrucksformen. Was aber bleibt, ist das eine Ziel: «Das Mysterium des Gekreuzigten und Auferstandenen in der Kirche fortzusetzen und es über die ganze Menschheit hin auszudehnen» (S. 124). Wird auch heute konkret genug über dieses Geheimnis gepredigt?

Ein Familienvater erklärt: «Ich könnte nicht behaupten, dass in meiner Pfarrei die Abtötung wirklich geschätzt wird. Abgesehen von einem Priester, der den Kindern ganz allgemein den Wert von kleinen Opfern ins Gedächtnis ruft, erinnere ich mich nicht, die Abtötung hier je einmal loben gehört zu haben.»

Der Skandal und die Torheit des Kreuzes wird einem bloss natürlich denkenden Menschen nie ihre verborgenen Schätze offenbaren können.

Darum sagt der *Regens eines Priesterseminars*: «Im Grunde genommen geht es um das Verständnis, dass die christlichen Werte in einer andern ‚Ordnung‘ beheimatet sind. Wir haschen zu sehr nach feststellbaren, sofort prüfbareren Werten. Das Kreuz Christi aber hat übernatürlichen Charakter. Die christliche Aszese ist untrennbar vom Glauben, von einem lebendigen Glauben an die übernatürliche Wirklichkeit. Tatsächlich ist es die Glaubensfrage selbst, die sich bei der Behandlung des aszetischen Problems stellt.»

«Der Mangel an Gespür für die Abtötung kommt daher», wie *eine Arbeiterin* schreibt, «dass uns der Sinn für Gott fehlt. In dem Mass, als man Gott kennt oder ein Gespür hat für ihn, besitzt man auch die Kenntnis unserer Erbärmlichkeiten sowohl in bezug auf unsere Schwächen als auch in bezug auf unsere Neigung zur Sinnlichkeit. Gegenwärtig haben wir nun weit mehr ein Gespür für den andern Menschen, für den Mitmenschen als Bruder und Schwester, als den Sinn für Gott.»

(Halten wir fest, dass hier ein Mädchen spricht, das sich ganz dem Dienste an den Mitmenschen hingibt, und das übrigens sehr wohl weiss, dass Nächstenliebe Gottesliebe bedeutet. Aber es ist auch erleuchtet von einer tiefen religiösen Erfahrung.)

Von *einem Priester*, der das Vertrauen unzähliger anderer Mitbrüder besitzt, erfahren wir: «Es gilt zu verstehen, dass die Abtötung sehr oft das alleinige Mittel bleibt, um bestimmte grosse apostolische Gnaden zu erlangen, wie zum Beispiel eine Konversion. Die Abtötung ist oft unser einziges Wechselgeld. Seht doch den hl. Pfarrer von Ars!»

Der passende Ausdruck für die christliche Abtötung aber ist: Gelehrigkeit gegenüber dem Heiligen Geist (S. 127). Das Ziel der religiösen Sühneleistung besteht darin, für die Tätigkeit des Heiligen Geistes in sich und bei den andern alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen (S. 128). Im letzten erscheint die totale Kreuzesnachfolge (Selbstverleugnung, Verzicht, Abtötung, Sühne. . .) nicht so sehr als *unser Werk*, als vielmehr das *ganz persönliche Wirken Gottes in der Seele*, die sich ihm restlos hinstellt. «Sie ist weniger die Initiative des Menschen, als die des göttlichen Geistes, der im Menschen daran arbeitet, ihn dem Herrn gleichzugestalten» (S. 131). Re

Ein Mahnruf aus dem Jenseits

Zum Buch «Kriegsbriefe gefallener Studenten», herausgegeben von Walter Bähr † und Dr. Hans W. Bähr in Gemeinschaft mit Dr. Hermann J. Meyer und Dr. Eberhard Orthbandt. Tübingen und Stuttgart. Rainer Wunderlich Verlag.

Wer vermöchte an dieser Botschaft, die aus den hinterlassenen Briefen der für ihr Vaterland gestorbenen Jünglinge an die Nachwelt ergeht, ohne ihr bestimmt gewesen zu sein, wer wüsste an diesem Übermass würdig ertragenen Leids ohne Erschütterung vorüberzuhaften? Freund und Feind, der menschlich fühlende Feind von gestern vielleicht noch mehr als der einst mit der deutschen Sache verbundene Freund, werden zutiefst aufgerüttelt durch die Erinnerung an die vielen edeln Leiber, die da zerstört, an die vielen edeln Geister, die da verwirrt, beirrt und gepeinigt worden sind, als eine sinnlos geopfert Generation ihr Sein, das besserem Leben aufbewahrt schien, zum Tode, zum Verderben der eigenen Heimat und so mancher fremder Völker vergeuden musste.

Ein französischer Beurteiler, der aus eigener Erfahrung die geistige Landschaft wohl kennt, der jene in ihren Briefen letztes Zeugnis ablegende Jugend entblüht ist, *César Santelli*, während schicksalhafter Jahre an führender Stelle in der von der Vierten Republik besetzten Zone Deutschlands als Mittler zwischen den beiden dort einander nun wieder friedlich beegnenden Kulturen tätig, hat in den «Nouvelles Littéraires» dieses Buch als Einladung an Frankreich darzutun gesucht, die heutige Auslese des deutschen Nachwuchses nicht sich selbst und ihrer ratlosen Unruhe zu überlassen, sondern ihr brüderlich und hilfsbereit die Hand zu reichen. Er wollte aus den im Angesicht des Todes niedergeschriebenen Bekenntnissen ein paar Leitmotive herauslesen, die aus der unvollendeten Symphonie jener zu früh Vollendeten in unsere Gegenwart und in die Zukunft hinüberklingen: Erschrecken vor der Scheusslichkeit des nur als harte Pflicht oder gar als göttliche Strafe hingenommenen Krieges; Schwanken zwischen grimmigem Willen zur Vernichtung und Sehnsucht nach dem süßen Frieden in der Brust und rings umher, nach dem einfachen und reinen Dasein; das Begehren nach Freiheit und zugleich nach selbständiger Verantwortung, statt des aufgenötigten Gehorsams an blind zu verehrende und blind zuschlagende Gewalten – die falschen Götter, die an Giraudoux' «blinde Boxer» gemahnen –; Verachtung der aus sicherem Port oder aus verhärtetem Herzen Todschlagworte verkündenden Alten und Hass wider die Uniform.

Santelli mag im wesentlichen mit seiner Deutung recht haben, obzwar bei ihr mitunter der Wunsch des Gedankens Vater ist; wir finden indessen bei genauem Zusehen in diesen Briefen der gefallenen Studenten noch anderes, das mehr in eine keineswegs abgerissene deutsche Tradition preussischer Prägung hineinpasst. Wir glauben nicht, dass dawider ein Appell an auswärtigen Beistand frommt, wie guter Absicht der auch sein könnte. Wir meinen endlich und vor allem, dass Nutzen für künftiges Verhalten nur dann und insoweit aus der Sammlung der Tübinger Herausgeber quellen kann, wenn wir sie ohne optische Illusionen und mit der schonungslosen Aufrichtigkeit betrachten, zu der sie uns verpflichtet, und auf die wir ein Recht haben.

1.

In erster Linie heisst es nie vergessen, dass wir vor uns die Äusserungen einer sittlichen und bildungsmässigen, zumeist auch einer *sozialen Elite* haben, die nicht ohne weiteres für die Gesamtheit einer deutschen Generation Beweiskraft besitzen. Sodann haben bei der Auswahl aus 22 000 ohnedies bereits eine ungewollte Sichtung voraussetzenden Dokumenten die Herausgeber, in durchaus achtenswerter Absicht, die reifsten und die edelsten Früchte aus einem gepflegten Garten der Erkenntnis und der Selbsterkenntnis gewählt. Unter den Briefschreibern sind die Söhne des evangelischen Pfarrhauses zahlreich; sehr viele gehören dem engsten Kreis wissenschaftlicher, dichterischer oder künstlerischer Leuchten an, und sie tragen Namen, die verpflichten. In diesen Sphären aber kommt man Verpflichtungen nach. Man ist nicht umsonst ein Sohn Ernst Jüngers, ein Harnack. Es wäre also irrig, die Ansichten dieser Kämpfer ohne weiteres als typisch auch für den durchschnittlichen Landser hinzunehmen. Doch auch für die gesellschaftliche und geistige Oberschicht dürfen wir nicht die Gesinnung, die aus den uns vorgelegten Schreiben spricht, verallgemeinern. So wenig wie die Männer des 30. Juni 1944, repräsentieren die Verfasser dieses posthumen Bandes das ganze, sie vertreten nur das beste Deutschland.

2.

Umso betrüblicher aber, umso beklemmender dünkt uns, dass auch hier, wo Wissen und Gewissen ihre Macht ausüben, wo ein lebendiges Christentum wirkt oder wenigstens Auseinandersetzung mit ihm stattfindet, dass selbst in dieser reineren Luft *Dämonen ihr Umwesen getrieben haben*, denen in tieferen Regionen des Dritten Reichs unbeschränkte Herrschaft beschieden war. Da heisst einer den Krieg, «einen Blutsturz, den die Menschheit durchmacht. Ein glücklicher Organismus wird dergestalt verletzt, dass die darin enthaltenen besonderen Systeme zuletzt in eine Verschwörung und Revolution ausbrechen müssen, um das Ganze zu retten». Doch der, dem hier ungewollte Prophetengabe die Feder lenkte, will – im September 1939 – nicht den Rettung erstrebenden, tragisch gescheiterten Männern um Stauffenberg Bahn bereiten, sondern eine Art Stahlbad als Naturkatastrophe rechtfertigen, deren Entfesselung durch sehr konkrete Urheber ihm nicht offenbar geworden ist. Ähnlich träumt Prinz Oskar von Preussen, 1945 für Hitler gefallen, «einen Helm und eine Waffe in der Faust, und ein graues Kleid tragend», von den Sternen, während er «vor den brennenden Toren Europas» steht und «zich hinein in unser Ragnarök». Ach, es ist nur das alte Lied von der einst «schimmernden Wehr» Wilhelms II., aus strahlendem Dur in Moll transponiert, da den Fragen an das Schicksal Antworten erschallen, «deren Wert wir zweifelnd betrachten». Und ein dritter, der selbst zwischen den Gliedern dieses Dilemmas schwankt, berichtet: «Es ist schwer, nicht weich zu werden und allem zu erliegen, und nicht zu verhärten und roh und gefühllos über alles hinwegzusehen. Beides sieht man, leider vor allem das letztere.»

Sogar in diesen Zeugnissen geläuterten Menschentums begegnen uns mitunter Äusserungen, die mittelbar oder unmittelbar Gleichgültigkeit gegenüber dem Furchtbaren bezeigen, das die Schreibenden – zugegeben, «traumhafte Täter», doch immerhin Bringer bitterer Schmerzen – mitverüben mussten. Es wäre unnatürlich, hätten sich die Dinge anders gehalten. Denn es ist der Krieg ein rau, entsetzlich Handwerk.

3.

Wir beklagen weniger, dass die an sich gütigen, hochherzigen Jünglinge inmitten aller Greuel abgestumpft oder in eine Weltuntergangsstimmung hineingedrängt wurden, denn dieses beide: den auch bei ihnen vorhandenen *Mangel an Einsicht in die wahren Ursachen des Zweiten Weltkrieges*, der z. B. einen der Briefschreiber den Deutschen als «ewigen Hiob in der Weltgeschichte» bezeichnen lässt, ohne sich dessen zu erinnern, dass es vor jenem September 1944, in dem derlei gesagt wurde, so zwischen 1933 und 1942 ein paar andere Nationen gegeben hat, die eher als Dulderinnen, und zwar als schuldlose, bemitleidet werden konnten, und dass zu jener Zeit die Gaskammern vom überdimensionalen Leid eines andern Hiob unter den Völkern dampften.

Das nun ist die zweite beklemmende Feststellung, die wir machen: Niemand unter den todgeweihten Jünglingen hat von den Geschehnissen das leiseste vernommen, die den hochherzigen Opfergang einer Generation schändeten, nichts von den Untaten an Greisen, Frauen und Kindern, die ihres Ursprungs wegen gepeinigt und gemordet wurden, nichts von den KZ, in denen deutsche Widerstandskämpfer, Elsässer, Franzosen, Holländer, Italiener, Polen, Südslawen, Tschechen, Russen zu einer Gemeinschaft der meist unverschuldeten Qual miteinander verbunden waren, nichts vom furchtbaren Ende eines Witzleben, Rommel und anderer Helden, denen Deutschland nur Ehrerbietung und Dank zu zollen gehabt hätte, nichts von der Gewaltherrschaft über das «heimgeholte» Österreich, über die Kette von Demütigungen und Martern, denen das namenlose «Generalgouvernement» ausgesetzt war! Spuren des Mitgefühls, aus wissender Einsicht, lesen wir nur in Briefen vom russischen und vom italienischen Kriegsschauplatz, und dann sind wir dessen gewiss, dass die tapferen Streiter niemals, hätten sie ihn gekannt, den teuflischen Plan eines Regimes zu billigen Inmunde gewesen wären, das – samt allen Schrecken des entsetzten Nazismus – sie, die für ihr Deutschland kämpften, niemals bejaht hätten.

Die jungen Menschen, die mit Bach, Mozart, Hölderlin, Kierkegaard, Rilke, Jaspers und Heidegger im Herzen und im Hirn hinauszogen, wollten wahrlich nicht für Himmler, Heydrich und Julius Streicher leben und sterben; sie hätten auch kaum einem in seinem wahren Wesen erschauten Führer die Treue gehalten. Es war ihr Verhängnis, dass sie, gelehrt, hochgebildet und feinfühlig, wie Parzifal die reinen Toren waren, die eines

Klingsor Lockrufen erlagen. Und damit scheint uns das tiefste, das abgründigste Problem dieser Briefe aufgedeckt.

Wie bewahrt man Deutschlands Jugend vor neuen künftigen Führern und Verführern? Nicht durch einen ihr nicht gemässenen weinerlichen Pazifismus, nicht durch Import ihr wesensfremder Ideologien, nicht, indem man Ehrfurchtslosigkeit vor Älteren, Abscheu vor der Uniform oder einen weichlichen Pseudohumanismus predigt, sondern nur, indem sich aus den Möglichkeiten, die in der deutschen Art und in der deutschen Vergangenheit geborgen sind, die guten, gesegneten wachruft und sie pflegt: den christlich-abendländischen Gedanken, wie er einem Novalis vorschwebte, und wie er heute durch einen providentiellen Staatsmann verkörpert wird, der die Jungen, die nicht mehr ganz Jungen und die Alten seines Landes die Tugend lehrt, die den Deutschen oft am meisten mangelt, und die ihnen, wie allen, stets nützlich: *Mässigung*, jene goldene Mittelstrasse, die von überspannten Exaltados mit Mittelmässigkeit verwechselt wird, und die gerade einem Lande, einem Volk der Mitte besonders ziemt, das

zwischen West und Ost gestellt, der doppelten Versuchung ausweichen soll, sich wegen dieser seiner Lage als Mittelpunkt der Welt zu gebärden oder aber sich, unter Aufgabe seiner selbst, ganz dem einen geographischen oder weltanschaulichen Extrem zuzuwenden.

Diese Gedanken geweckt und aus einer wehmütigen Erinnerung eine hehre Aufgabe emporbeschworen zu haben, ist vielleicht das grösste, doch nicht das einzige Verdienst dieser Kriegsbriefe. Sie sind ein glorreiches Denkmal des sittlichen Ernstes, der Opferbereitschaft, des Mutes, der Herzensbildung und der Kultur, die allesamt in einer Schicht des deutschen Volkes zu finden waren und zu finden sind, die schon dadurch sich zu dessen Führung berufen erweist. Wehe ihm und wehe dieser Elite, wenn sie je wieder durch wilde Landsknechte, Pöbel oder Tyrannen, durch irgendwelche apokalyptische Reiter oder Trossknechte überwältigt, ausgeschaltet oder gar bezaubert werden sollte! An ihr ist es, sich selbst und ihr Land davor zu bewahren. Das ist dieses Mahnrufs aus dem Jenseits letzter Sinn.
Univ. Prof. Dr. Otto Forst de Battaglia

Bücher

Der Grosse Herder: Nachschlagewerk für Wissen und Leben. 5. Auflage, 10 Bände. Bisher erschienen Band 1-8 sowie Band 10 (Der Mensch in seiner Welt). 7. Band: Paderewski bis Sadduzäer. Herder-Verlag, Freiburg i. Br., 1955, 1520 Spalten, Leinen DM 43.-, Halbleder DM 50.-.

Es liegt in der Natur eines Universallexikons, dass es die unerschöpfliche Fülle des Wissenswerten in das zufälligste Ordnungsschema, das ABC, einfügen muss. Aber selbst so wird der Mensch nicht auf ein weltanschauliches Leitbild verzichten können. Während beispielsweise «Der Grosse Brockhaus» bekanntlich den neutralen Standpunkt wirklichen möchte, und darum sich auf eine mehr vordergründige, detaillistische Sicht der Dinge beschränkt, erstrebt «Der Grosse Herder» bewusst die ganzheitliche Betrachtungsweise. Wachsend aus einer tiefen Ordnungsmittelpunkt, vermag er die vielfältige Welt der Natur und Übernatur in souveräner Zusammenschau zu erfassen und zu werten. Die Krönung dieses ganzheitlichen Gestaltungswillens ist zweifellos der 10. Band: «Der Mensch in seiner Welt». Wer in den vorangehenden Bänden manches wegen der Macht des Alphabetes als innere Unordnung empfindet, wird es hier in den wesenhaften und existentiellen Sinnzusammenhängen finden.

Daraus erklärt sich, dass wir auch beim 7. Band mehr als einen Haufen interessanter Einzelkenntnisse erwarten dürfen. Da viele Einzelwahrheiten immer wieder ihre integrierende Kraft offenbaren, kann man selbst zwischen «Paderewski und Sadduzäer» den Kosmos aufleuchten sehen. Ein um Wort und Bild besonders erweiterter Artikel erläutert uns den immanenten und transzendenten Sinngehalt des Punktes. (Der Standort, der Mensch als Mittelpunkt, der Blickpunkt als das Perspektivische, das Ziel, der Pol der Weltkräfte, 713-722.) Die tiefere Bedeutung und die bis in Gott hinein sich erstreckenden Ausmasse der Gerechtigkeit behandelt der ausgezeichnete Artikel «Das Recht» (890-899).

Mit besonderer Sorgfalt und Vornehmheit sind die theologischen und sonstigen kirchlich-religiösen Themen behandelt. In wahrhaft weltweiter – eben katholischer – Gesinnung werden andersgläubige Ansichten und die daraus sich ergebenden geschichtlichen Tatsachen beurteilt. Eine Lektüre der Beiträge über Protestantismus (5 Spalten), Reformation (7 Spalten) und Religion (4 Spalten) kann das bestätigt finden. In dieser Hinsicht mag die Stimme eines Protestanten wertvoll sein, der in der Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung vom 15. November 1955 schreibt: Der Grosse Herder «steht im Dienst des modernen römischen Universalismus. Diese Tendenz an einer allgemeinen Enzyklopädie zu bewahren, liegt natürlich besonders nahe. In sie muss auch eine gewisse Unvoreingenommenheit gegenüber anderen Konfessionen und Weltanschauungen sowie eine wirkliche Auseinandersetzung mit allen Erscheinungen der modernen Welt eingeschlossen sein. Der ‚Grosse Herder‘ pflegt diese Tugenden ganz bewusst und deutlich erkennbar. Nur das macht ihn auch für den Nichtkatholiken überhaupt benutzbar. ... Aber es ist zugleich eine Linientreue, ... ein integraler, exklusiver, seiner selbst sicherer Katholizismus. Beides sind Merkmale der römischen Kirche von heute: universal und integral zugleich. Dass sie das, beides auch in einer sympathischen Weise sein kann, davon zeugt dieses grosse Lexikon.»

Nicht minder vortrefflich sind die sechs Spalten über den Papst und das Papsttum; rühmend, was die Behandlung der Patristik, der Predigt, des Priestertums und der religiösen Erziehung betrifft. Die ausgewogenen Einzeluntersuchungen auf philosophischem Gebiet über die Person, die Phänomenologie, über Psychologie, Rationalismus und Realismus vermögen den 4 Spalten umfassenden allgemeinen Artikel über Philosophie etwas zu beleben.

Die Beiträge zur modernen Physik verraten überall erstklassige Verfasser. Schwierige Probleme der Quanten- und Relativitätstheorie sind aber trotzdem so dargestellt, dass sie auch ein Nichtfachmann mit einigem Nutzen lesen kann. Den jungen Menschen werden vor allem die trefflichen

Abhandlungen über Photographie, Röntgenstrahlen und Rundfunk Freude bereiten.

Ganz allgemein darf man die zum Teil recht ausführlichen Literaturhinweise, die Länderartikel mit den neuesten statistischen Angaben (vor allem den Artikel über Russland mit 37 Spalten) und die übersichtlichen Städtekarten loben. Sympathisch wirkt es, dass der modernen Bildersucht keine ungebührlichen Konzessionen gemacht wurden. Die Auswahl der Reproduktionen verrät viel Geschmack. Wohl wird man kaum einen wichtigen Artikel finden ohne grösseres oder geringeres Bildmaterial, aber die Photos stehen im Dienste eines massvollen Anschauungsunterrichtes. Niemand wird von eigenem Nachdenken dispensiert.

Der Verlag Herder hat auch mit diesem Bande erneut bewiesen, dass er Tradition und Fortschritt weise miteinander zu verbinden weiss. Re

Grenzmann Wilhelm: Die Erfahrung Gottes in der Dichtung der Gegenwart. (Religiöse Quellschriften. Herausgegeben von Dr. J. Walterscheid und Dr. H. Storz, Heft 6.) Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1955. 71 S., DM 1.60.

Neunzehn Dichterzeugnisse aus dem letzten halben Jahrhundert künden uns die Not der Seelen ohne Gott und ihre Sehnsucht nach Ihm bis zum beseligenden Besitz in reiner Glaubensfreude.

Sie wollen der reifen Jugend auf der Suche nach dem religiösen Menschenbild Helferdienste leisten.

Wer diese Texte besinnlich zu lesen vermag, wird ein wacheres Gespür bekommen für die Höhen und Abgründe des menschlichen Herzens.

Grenzmann hat die charakteristischen Textproben gut, wenn auch gelegentlich wohl zu knapp ausgewählt und sie mit einem kurzen deutenden Begleitwort versehen. Re

Küppers Dr. Leonhard: Kirche und Kunst in zeitgenössischen Dokumenten. Heft 5, 64 Seiten. DM 1.60.

Die sakrale Kunst begegnet heute wieder regem Interesse. Das vorliegende Heft bringt durch kirchliche Dokumente und Texte von bedeutenden Männern aus dem Kultur- und Geistesleben in mehr grundsätzlichen Erwägungen die vielfachen Beziehungen zwischen Kirche, Künstler und Kunst zur Sprache. Die verbindenden Worte Dr. Leonhard Küppers dienen dem gedanklichen Brückenschlag.

Wer sich mit der Problematik kirchlicher Kunst vertraut machen will, besitzt hier eine wertvolle Einführung. Re

Bovet Theodor: «Das Geheimnis ist gross». Ein Ehebuch. Verlag Paul Haupt, Bern 1955. 164 Seiten.

Als Psychiater und langjähriger Eheberater weiss Theodor Bovet nur zu gut um die Wirklichkeit so vieler Ehen: unvollkommen, menschlich armelig, verhaftet in lieblosem Egoismus, oft zu Tode verwundet und ohne Glanz und Glück. Dieses Wissen wird als christliche Verantwortung getragen, wird daher zum leidenschaftlichen Willen, zu helfen. Doch gute Ermahnungen allein reichen nicht aus, um aus schlechten Ehen gute Ehen, aus mittelmässigen Ehen glückliche Ehen zu machen. Was den Menschen unserer Zeit not tut, ist eine neue Besinnung darüber, was Ehe eigentlich heisst. Nur die gläubige Annahme des geoffenbarten ewigen Gottgeheimnisses vermag die Tiefe dieses menschlichen Geheimnisses der Ehe zu erschliessen; und nur das befreiende Wissen darum, dass der Mensch auch in seiner Leiblichkeit so und nicht anders von Gott geschaffen wurde, ver-

mag unbefangen alle Fragen des ehelichen Lebens so zu behandeln, wie sie sich in der Wirklichkeit tatsächlich stellen.

Aus solcher Erkenntnis heraus hatte der protestantische Verfasser vor neun Jahren sein Buch «Die Ehe, ihre Krise und Neuwerdung» geschrieben, das bis heute eine Auflage von 83 000 Exemplaren erreicht hat. Warum er sich nun trotz dieses Erfolges zur vorliegenden Neuaufassung des Buches entschlossen hat, schreibt er in seinem Vorwort selber: «... seither habe ich viel Neues erfahren, zum Teil auch merklich umgelernt, zahllose Gespräche mit Freunden und Ratsuchenden haben das Wesentliche klarer hervortreten lassen. Die Gegensätze zwischen der protestantischen und katholischen Eheauffassung scheinen mir heute nicht mehr unüberbrückbar; vielmehr führt die gegenseitige Aussprache und beidseitige Vertiefung zu einer grösseren Annäherung an das Geheimnis der Ehe. Aber wir alle sind noch unterwegs...»

So ist ein christliches Bekenntnis zum Geheimnis der Ehe herangereift, das in seiner schönen Klarheit und Einfachheit seinesgleichen sucht. Man fragt sich erstaunt, wie es der Verfasser fertig gebracht hat, in diesem kleinen Buch einen solchen Reichtum an theoretischen Erkenntnissen und praktischen Weisungen auszubreiten. Einen Reichtum christlichen Lebensverständnisses, der nach der Absicht des Verfassers nicht ausschliesslich seinen protestantischen Glaubensgenossen vorbehalten bleiben soll. Der katholische Leser wird denn auch in den Ausführungen stets den Standpunkt seiner Kirche berücksichtigt finden, auch dort, wo Bovet persönlich anderer Auffassung ist, und bei vereinzelt ungenauen oder missverständlichen Formulierungen (z. B. in den Kapiteln über die Geburtenbeschränkung und über das Ehesakrament) wird er die Absicht des Verfassers richtig zu deuten wissen. Eine vorzügliche Zusammenstellung der wertvollsten Eheliteratur, auch der katholischen, wird von manchen Lesern als willkommene Ergänzung begrusst werden.

Wir möchten es dem Verfasser ganz einfach sagen, dass wir uns über sein Buch freuen und auch über den Segen, den es in weiten Kreisen stiften wird.

O. St.

Follereau Raoul: «Wenn Christus morgen an deine Türe klopfte...»
69 Seiten, Verlag Herder, Freiburg.

Die drei Punkte am Titelseite heischen Besinnung. Diese will tiefer führen und zur Entscheidung drängen. Der Mensch muss dem Herrn begegnen und ihm antworten, so oder so.

In manchen Ländern kennt man den Verfasser als «Vagabund der Liebe» und «Apostel der Leprakranken». Wirklich, seine Liebe hat ihm die Feder geführt. Um aber von Anfang an Klarheit zu schaffen, stellt er das Wort von Thomas Merton dem Büchlein voran: «Wenn du andern helfen willst, so musst du entschlossen sein, Dinge niederzuschreiben, die gewisse Menschen missbilligen werden.»

Raoul Follereau ist Furchenzieher. Er reisst Verschwärtetes und Verkrustetes auf; aber nicht, um es aufgebrochen liegen zu lassen. Sein Programm «Die Menschen wieder lehren, einander zu lieben...» (S. 60), wird den Gutwilligen zum Samenkorn. Er wirbt nicht mit Pathos und Trommelwirbeln um möglichst ausserordentliche Liebeswerke. Er erklärt ganz einfach das evangelische Leben des Hauptgebotes in der heiligen Gewöhnlichkeit des Alltages.

Hässliche Gestalten sehen uns an: Der unsterbliche Pharisäer mit betenden Lippen und das Herz voll Ich. Menschen, eingemummt in Privatinteressen, erfinderisch in Liebesposen, an schmalzigen Gefühlchen nicht verlegen und genial begabt für klassisch faule Ausreden. Hält uns der Verfasser eine Lektion über die grausige Geographie des Hungers (S. 43), haben wir vielleicht nur ein ungläubiges Kopfschütteln übrig? Er glaubt nicht an die organisierten Arten «legaler» Brüderlichkeit (S. 45). Paragraphen sind schlechte Liebeswerber, und eine Fliessband-Caritas hat nicht den mitfühlenden Herzschlag Christi. Ein Mensch wird zum Heuchler, wenn er den Nächsten zur Litfassäule macht, woran er die Plakate erwiesener Wohltaten kleistert. «Nächstenliebe heisst nicht Geld. Sie ist eine Liebestat, eine Hingabe, die euch erhebt und eure Anstrengung oder Verzicht in Freude bezahlt... Nächstenliebe kennt weder Klasse noch Rang oder Rasse...» (34) Re

Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Albright William F.: Die Religion Israels im Lichte der archäologischen Ausgrabungen. Ernst Reinhardt Verlag, Basel, 1956. 270 S., mit 12 Tafeln, Leinen Fr. 16.—

Arnold F. X.: Glaubensverkündigung — Glaubensgemeinschaft. Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1955. 141 S., Leinen.

«Arzt und Christ.» Vierteljahr-Zeitschrift, Heft 1. Otto Müller-Verlag, Salzburg, 1955. Bezugspreis pro Heft Fr. 3.—, Abonn. 4 Hefte jährlich Fr. 12.—

Auer Albert: Reformation aus dem Ewigen. Augustinus — Franz von Assisi — Bonaventura — Luther. Reihe «Wort und Antwort», Band 13. Otto Müller Verlag, Salzburg, 1955. 191 S., DM 9.—

Aufhausen Joh.: Die Ostkirche und ihre Liturgie. (Religiöse Quellenschriften, Heft 4.) Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1955. 67 S., brosch. DM 1.60.

Baeck Leo: Dieses Volk. Jüdische Existenz. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a. M., 1955. 184 S., Ganzleinen DM 9.80, kart. DM 7.50.

von Balthasar Hans Urs: Die Gottesfrage des heutigen Menschen. Verlag Herold, Wien, 1956. 223 S., brosch. sFr. 9.20.

Barth Karl: Die kirchliche Dogmatik, Band 4: Die Lehre von der Versöhnung. 2. Teil. Evangelischer Verlag, Zollikon-Zürich, 1955. 996 S., Leinen Fr. 54.10 / DM 52.—

Baumeister W. / H. Lochner: Für eine bessere Welt. Jahrbuch für Volksgesundheit 1956. Hoheneck-Verlag, Hamm i. W., 1956. 144 S., brosch. DM 3.80.

de la Bedoyère Michael: Und einiges fiel unter die Dornen. Aufzeichnungen eines schlichten Christen über die Kirche in der Zeit. Verlag Walter AG, Olten, 1955. 227 S., engl. Broschur Fr. 8.80.

Behn Friedrich: Ausgrabungen und Ausgräber. Europa-Verlag, Zürich, 1955. 147 S., 61 Abbildungen, kart. Fr. 4.80.

Blessing Eugen: Das Ewige im Menschen. Die Grundkonzeption der Religionsphilosophie Max Schelers. Schwabenverlag, Stuttgart, 1954. 136 S., brosch. DM 2.70.

Bonaventura: Wanderweg zu Gott. Reihe «Christliche Weisheit aus zwei Jahrtausenden». Walter-Verlag, Olten, 1955. 108 S., kart. Fr. 4.80.

Bösch Adolf: Lernbüchlein für den ersten Beicht- und Kommunionunterricht. Mit Bildern zum Ausmalen. Walter-Verlag, Olten, 1955. 64 S., kart. Fr. 1.90.

Burger Jean-Daniel: Erasme en face de la Réforme. Les Cahiers de «Foi et Vérité», Genève, 1956. 36 S., Fr. 2.—

Chambre Henri: Le Marxisme en Union Soviétique. Idéologie et Institutions. Editions du Seuil, Paris, 1955. 510 S., brosch.

Claudel Paul: Herr, lehre uns beten. F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg, 1955. 111 S., Leinen DM 7.80, kart. DM 5.80.

Claudel Paul: Ich liebe das Wort. Paulus-Verlag, Recklinghausen, 1955. 189 S., Leinen DM 9.80.

Daniélou Jean, S. J.: Sainteté et Action Temporelle. Editions Desclée & Cie., Tournai, 1955. 60 S., brosch.

Dantec François: Guide Moral de l'amour chrétien. Band I der «Foyers rayonnants»: Féconds et unis. Direction des Oeuvres, Quimper, 1954. 290 S., frs 430.—

Dantec François: Guide apostolique des époux chrétiens. Band III der «Foyers rayonnants»: Apôtres. Direction des Oeuvres, Quimper, 1955. 232 S., frs 400.—

Dantec François: Guide spirituel des chrétiens mariés. Band II der «Foyers rayonnants»: Fervents. Direction des Oeuvres, Quimper, 1954. 359 S., frs. 450.—

Das Mysterium des Todes. Mit Beiträgen von Féret, Daniélou usw., übersetzt von Annie Kraus. Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M., 1955. 304 S., Leinen DM 10.80.

Dessauer Friedrich: Weltmann — Christ? Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M., 1955. 86 S., geb. DM 4.20.

Didier Georges S. J.: Désintéressement du Chrétien. La rétribution dans la morale de Saint Paul. Aubier, Editions Montaigne, 1955. 254 S., brosch.

Dürig Walter DDR.: «Imago.» Münchener Theologische Studien, II. Systematische Abteilung, 5. Band. Ein Beitrag zur Terminologie und Theologie der Römischen Liturgie. Karl Zink-Verlag, München, 1952. XX/190 S., brosch. DM 12.—

Eder Karl DDR.: Der Liberalismus in Altösterreich. Wiener historische Studien, Band III. Verlag Herold, Wien, 1955. 266 S., brosch. sFr. 13.80.

Epting Karl: Der geistliche Weg der Simone Weil. Friedrich Vorwerk Verlag, Stuttgart, 1955. 104 S., engl. br. DM 5.80.

Filthaut Theodor: Heiliges Mahl. Paulus-Verlag, Recklinghausen, 1955. 32 S., brosch. DM 1.90.

Fischer Hubert: Einführung in den neuen Katechismus. Referate des Katechetischen Kurses zu München vom 16. bis 18.

Juni 1955. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1955. 108 S., kart. Fr. 4.55/DM 3.80.

Follereau Raoul: Wenn Christus morgen an deine Türe klopfte. Herder-Verlag, Freiburg i. Br., 1955. 69 S.

von Freytag-Löringhoff Bruno: Logik, ihr System und ihr Verhältnis zur Logistik. Europa-Verlag, Zürich, 1955. 224 S., kart. Fr. 3.60.

Gallois Genevra: Das Leben des kleinen Heiligen Placidus. Rex-Verlag, Luzern, 1955. 228 S., Leinen Fr. 8.80, kart. Fr. 7.50.

Gerbert Gustav: Werkbuch der Kanzelarbeit. Kanzelreihe «Dienst am Wort», Band I: Grundsätzliches. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, 1955. 144 S., kart. sFr. 8.—.

Gerbert Gustav: Werkbuch der Kanzelarbeit. II. Der Weihnachtsfestkreis. Tyrolia-Verlag, Innsbruck, 1956. 224 S., kart. sFr. 9.80.

Gilson Etienne: Heloise und Abälard. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1955. 152 S., Leinen.

Godoy Armand: Monologue de la Tristesse. Poèmes. Editions Bernard Grasset, Paris, 1955. 88 S., brosch. frs 300.—.

Haag Herbert: Bibel-Lexikon, 7. Lieferung. Benziger-Verlag, Einsiedeln, 1955.

Hammerschmidt Ernst: Grundriss der Konfessionskunde. Tyrolia-Verlag, Innsbruck, 1955. 212 S., Leinen sFr. 9.80.

Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, zugleich Neuaufgabe des «Handwörterbuches der Staatswissenschaften», 1.—10. Lieferung. Herausgegeben durch ein Kollegium: Redaktion Prof. Dr. H. Jecht und Prof. Dr. R. Schaefer. Gustav Fischer-Verlag, Stuttgart, 1953.

Hardt Karl: Bekenntnis zur katholischen Kirche. NZN-Buchverlag, Zürich, 1955. 193 S., Leinen.

Häring Bernard: La Loi du Christ. Théologie morale. Desclée & Cie., Tournai, 1955. 648 S., brosch.

Hartmann Albert S. J.: Toleranz und christlicher Glaube. Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M., 1955. 282 S., Leinen DM 10.80.

Hayward Fernand: Un Pape méconnu Benoît XV. Editions Cas-terman, Tournai, 1955. 192 S., kart. frs 69.—.

Heer Friedrich: Ehe in der Welt. Christiana-Verlag, Zürich, 1955. 43 S., Fr. 5.70.

Heer Friedrich: Sprechen wir von der Wirklichkeit. Christiana-Verlag, Zürich, 1955. 291 S., Leinen Fr. 13.80.

Hengstenberg Hans-Eduard: Autonomismus und Transzendenz-Philosophie. F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg, 1950. 476 S., Leinen DM 12.80.

Hengstenberg Hans-Eduard: Der Leib und die letzten Dinge. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg, 1955. 302 S., kart. DM 9.—, Leinen DM 11.—.

Hertling Prof. Ludwig, S. J.: Geschichte der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten. Morus-Verlag, Berlin-Dahlem, 1954. 333 S., Ganzleinen DM 15.80.

Hessen Johannes: Platonismus und Prophetismus. Die antike und die biblische Geisteswelt in strukturvergleichender Betrachtung. 2. Auflage. Ernst Reinhardt Verlag, Basel, 1955. 240 S., Leinen Fr. 13.—.

Die Redaktion übernimmt für den Inseratenteil keine Gewähr

Leonard von Matt - Hugo Rahner S. J.

Ignatius von Loyola

224 Seiten Bilder. 112 Seiten Text. Gesamtumfang 336 Seiten. In Leinen gebunden mit Schutzumschlag Fr. 24.70
«Das Buch ist eine Huldigung zweier Männer, die Meister ihres Faches sind. Wir werden ergriffene Leser und andächtige Betrachter sein». (Radio Vatikan).
In allen Buchhandlungen

NZN BUCHVERLAG HOLBEINSTR. 26
ZÜRICH

CHARLES FORD

Der Film und der Glaube

Mit zahlreichen Photos. 300 Seiten. Leinen Fr. 17.50
Dieses Werk des international anerkannten Film-Fachexperten ist das erste internationale Panorama der Aktivität kirchlich-interessierter Kreise im Bereich des Films, mit einer kritischen Uebersicht über alle bisher gedrehten religiösen Filme und mit masstäblicher Interpretation der päpstlichen Rundschreiben. Von der Académie Française preisgekrönt.

FRIEDRICH HEER

Reden wir von der Wirklichkeit

350 Seiten, Leinen Fr. 13.65
Der bedeutende Wiener Publizist durchleuchtet unsere aktuell-befangene Situation und verhilft den Zeitgenossen zu Erkenntnissen und Haltungen, die allein befähigen, die kommenden, überdimensionalen Probleme in echter Freiheit zu bestehen. Ein hervorragendes Buch.

CHRISTIANA-VERLAG ZÜRICH 52

Photoapparate - Reparaturen

O. BUSCH Spezialwerkstätte für Photo-reparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telefon (051) 27 90 04

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnement- und Inseratannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien - Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218.505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 78739. Jährlich DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. f.Fr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien - Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.



Höchste Leistung!

Gut stehendes Bild
kein Flimmern
Regulierbare Tonoptik
für Schwarz-weiss und
Farbenfilm

Niedriger Preis!

Durch Direktverkauf
ab Generalvertretung:
**R. Bader, Alpenstrasse 49
Dübendorf**
Telephon 051/96 69 95

DUCATI KINOPROJEKTOR

für 16 mm Ton- und Stummfilm

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich